

Aufzeichnung: Annegret Ruoff

« Meine Kindheit kommt mir vor wie ein Glas, in welchem meine Familie zu Hause war. Meine Eltern – sie waren aus der Türkei in die Schweiz eingewandert – bemühten sich mit allen Kräften, dieses Glas geschlossen und intakt zu halten, ihre Kultur zu bewahren, damit sie in der Fremde ja nicht verwässert. Ich aber blickte hinaus aus dem Glas, sah die Welt und die Kinder da draussen und war fasziniert von ihrem Anderssein.

Das Glas wurde für mich zum Gefängnis. Als ich in die Pubertät kam, begann ich mit aller Kraft, mich aufzulehnen. Das aber machte meinen Eltern Angst. Sie drückten den Deckel noch fester zu.

Meine Mutter und mein Vater sind in den 60er-Jahren von Istanbul nach Windisch gezogen, im Gepäck die Hoffnung auf einen Verdienst, der zum Leben reichte. Damals suchten grosse Firmen in der Schweiz Arbeitskräfte. Meine Eltern kamen nicht hierher, um zu bleiben. Und sie blieben doch – insgesamt dreissig Jahre. Dass sie sich hier nicht wirklich niederliessen, sondern in Isolation und starren Strukturen verharreten, hat mich geprägt. Und es brachte Verhärtungen mit sich, die ich heute noch spüre.

Auflehnung gegen die Dominanz des Vaters

Als kleines Kind war ich zerrissen zwischen unserer Wohnung in einer Windischer Siedlung und dem Zuhause meiner Grosseltern und Verwandten in der Türkei, wo mich meine Eltern zeitweise unterbrachten, damit sie hier arbeiten und Geld verdienen konnten. Damals gab es in der Schweiz für türkische Immigrantinnen und Immigranten – im Gegensatz etwa zu italienischen – keine Möglichkeiten, die Kinder für wenig Geld betreuen zu lassen.

Während der Schulzeit übte ich mich im Spagat zwischen den starren Regeln unserer Familie und der Welt meiner Kameradinnen und Kameraden, die so anders war als alles, was ich kannte. Mit der Pubertät kam die Rebellion. Ich stellte das mir Vertraute infrage, lehnte mich auf gegen das Patriarchat, gegen die Dominanz meines Vaters. Über Probleme sprechen konnten wir in unserer Familie nicht. Fragen wurden ignoriert, es war einfach kein Thema.

Stattdessen griff man autoritär durch und steckte mich in ein



Hüseyin Yavaş (l. v. l.) und seine Freunde mit dem legendären blauen Käfer ca. 1964 beim Schwimmbad Brugg. Bild: Privatchiv Familie Yavaş

«Mit der Pubertät kam die Rebellion»

Ayse Yavas zählt zu den bekanntesten Fotografinnen der Schweiz. Aufgewachsen ist die 54-Jährige in Windisch – als Tochter einer Migrantenfamilie aus der Türkei.

trostloses Internat in der Türkei. Es war schrecklich. Ich hatte Sehnsucht nach meiner Familie und meinen Freunden. Nach einem Jahr kam ich zurück in die Schweiz und sagte: Ich will da nicht mehr hin. Dann geriet alles ausser Kontrolle: Die Situation zu Hause explodierte. Mit 16 Jahren zog ich aus.

Kamera als Konstante im Leben

Es war hart. Ich war auf mich allein gestellt, herauskatapultiert aus der Familie, ich hatte nur meinen Freiheitsdrang, meine Sehnsucht – und meine Kamera. Sie ist die Konstante in meinem Leben, eine Art zweites Ich, das mich begleitet und einen anderen Blickwinkel einnimmt. Wenn ich fotografiere, suche ich

immer nach diesem anderen Bild. Etwas auf den Kopf zu stellen, eine andere Perspektive einzunehmen: Das war und ist für mich eine Lebensnotwendigkeit. Es fühlt sich immer noch an wie ein kleines Ausbrechen aus dem Gefängnis.

In all den Jahren, in denen ich meinen Beruf und meine Berufung als Fotografin fand, mich in Zürich niederliess, heiratete und Mutter von zwei Töchtern wurde, haben mich die Fragen, wer ich bin und wohin ich gehöre, nicht losgelassen. Für das Projekt «Und dann fing das Leben an» führte ich Interviews mit meinen Eltern und weiteren Migrantinnen und Migranten aus der Türkei, die in der Region Brugg sesshaft wurden. Ich versuchte zu

«Meine Eltern kamen nicht hierher, um zu bleiben.»

Ayse Yavas
Fotografin



verstehen, was sie und ihre Nachkommen bewegt und geleitet hat.

Gern hätte ich mit meinem Vater über den Drang nach Freiheit gesprochen, der ihn mit 24 Jahren in die Schweiz geführt hat. Aber ein Gespräch auf einer Metaebene abseits von Fakten zu führen, war nicht möglich. Ich hätte mir gewünscht, meine Eltern hätten auch mir Fragen gestellt und versucht, meine Beweggründe zu verstehen. Meine Verletzlichkeit hätte ich gern mit ihnen geteilt.

Verhärtungen der Kindheit mit Wärme begegnen

Ich sage nicht, dass meine Eltern Monster waren. Sie haben sich in ihrem eisernen Bestreben, alles zu bewahren, einfach wahnsinnig isoliert. Jetzt, wo ich selbst Kinder habe, verstehe ich, was für Ängste sie wohl umgetrieben haben. Und ich merke zugleich, dass ich einen anderen Weg gewählt habe als sie. Ich will mich meinen Kindern so zeigen, wie ich es selbst nie erfahren habe: verwundbar, nahbar, ebenso ängstlich wie mutig.

Vielleicht habe ich mir insgeheim eine Versöhnung mit meinen Eltern gewünscht. Aber auf einmal wurde mir bewusst: Es kommt gar nicht drauf an, ob ich eine Mutter bin, die gibt, oder ein Kind, das empfängt. Da ist diese Liebe, die gelebt werden will, das Bedürfnis nach Zuneigung, das alle Menschen haben. Ich habe für mich Möglichkeiten gefunden, den Verhärtungen meiner Kindheit mit Wärme und Weichheit zu begegnen. So ist aus der Quelle meiner Herkunft ein Fluss geworden, der einst ins Meer mündet.

Ich bin froh um all diese Geschichten, die mir im Rahmen des Projekts «Und dann fing das Leben an» erzählt wurden. Ich bin dankbar, habe ich durch all die Interviews mit Migrantinnen und Migranten gemerkt, dass andere Ähnliches erlebt haben wie ich, dass dieselben Fragen sie umtreiben – wohl ein Leben lang.

Jetzt ist es Zeit, weiterzugehen. Irgendwann muss man den Vorhang schliessen und sagen: Ihr Geister der Vergangenheit, ihr bleibt jetzt da hinten. Ich weiss, ihr seid da. Aber ich, ich bin jetzt an einem anderen Punkt. Mein Leben geht weiter.»

Ausstellungsprojekt scheiterte in Brugg an den Finanzen

Der Abschluss der Ausstellung «Und dann fing das Leben an» war ursprünglich in Brugg geplant. Nun finden nur Theater und Podium statt.

Annegret Ruoff

Am Freitag, 20. September, wird im Kulturhaus Odeon um 20.15 Uhr das Stück «Und dann fing das Leben an» des Sogar Theaters Zürich gezeigt. Ergänzt wird es mit einem Podium zum Thema «Migration, Integrationserfahrungen und politische Einordnung». Unter der Leitung von Anna Raymann, Kulturjournalistin der Aargauer Zeitung, diskutieren die Schauspielerinnen Beren Tuna und Eleni Haupt, Ner-

gis Kaplan, Schlüsselperson der Regionalen Integrationsfachstelle (RIF) Brugg, sowie die Windischer Einwohnerrätin und Grossrätin Luzia Capanni.

Das Theaterstück von Regisseurin Ursina Greuel ist zeitgleich mit der gleichnamigen Ausstellung der in Windisch aufgewachsenen Fotografin Ayse Yavas und der Ethnologin und Kuratorin Gaby Fierz entstanden. Die biografisch-fotografische Recherche in der Schweiz und in der Türkei beleuchtet –

ausgehend von dreissig Oral History Interviews – die Immigration in den 1960er-Jahren.

Nach einer erfolgreichen Tournee, bei der die zweisprachige Ausstellung seit März 2022 unter anderem im Stadtmuseum Aarau und im Museum Gazhane in Istanbul zu Gast war, sollte sie von Ende August bis Ende Oktober 2024 im Foyer des Berufs- und Weiterbildungszentrums Brugg (BWZ) ihren stimmigen Abschluss finden – in der Stadt, wo 1963 der Vater von Ayse Ya-

vas, Hüseyin Yavas, zusammen mit zehn anderen Männern nach einer mehrtägigen Bahnreise aus dem Zug stieg, um in der Schweiz Fuss zu fassen.

Doch dazu kam es nicht. Grund war laut Carol Karafiat, Leiterin der RIF, die mangelnde finanzielle Unterstützung vor Ort. Die von der Kritik hochgelobte Ausstellung gilt landesweit als eine der ersten, die das Thema Migration aus der Türkei in die Schweiz thematisiert. Sie enthält «ein bedeutendes Stück

Aargauer Migrationsgeschichte» und wurde nicht nur von Karafiat, sondern auch von Rebecca Niederhauser, noch bis Ende September Leiterin des Stadtmuseums Brugg, zur Unterstützung empfohlen. «Sie schliesst eine Lücke in der lokalen Migrationsgeschichte und ergänzt damit die Brugger Stadtgeschichte», so Niederhauser.

Trotz intensivem Fundraising der Ausstellungsverantwortlichen – es wurden über dreissig Stiftungen, Institutionen, Kultur-

förderstellen der öffentlichen Hand und Privatpersonen angeschrieben – gelang es nicht, die Ausstellung zu finanzieren. Unter anderen erteilte auch die Ortsbürgerfondskommission der Stadt Brugg dem Projekt eine Absage mit der Begründung: «Die Ausstellung handelt von einer Familiengeschichte, bettet diese in die gesellschaftlichen Zusammenhänge der 1960er-Jahre bis heute und hat keinen unmittelbaren Bezug zur Ortsbürgergemeinde Brugg.»